

Rainer Wailersbacher

Frühgeschichtlicher Bilderbogen

Menschliche Siedelabläufe lassen sich am ehesten vor ihrem landschaftlichen Hintergrund verstehen, sagt die Siedlungsgeographie, und sie hat damit unzweifelhaft recht. Auch die moderne Archäologie, die Sachwalterin längstvergangerer Kulturen, bestätigt die Erkenntnisse auf eindrucksvolle Weise. Gesiedelt wurde immer dort, wo das Gelände Behausungen verstattete und die Natur sich als 'alma mater' erwies, die der Nahrungsbeschaffung günstig war. Dem Ernährungsdictat konnte sich niemand entziehen: weder die nomadisierenden Wildbeuter und Sammler, die das menschliche Dasein bis hinein in die Jungsteinzeit prägten, noch ihre seßhaften Nachfolger, die als Ackerbauern und Viehzüchter ihr Auskommen fanden. Eine Ausnahme bilden lediglich die religiösen Kultstätten einstiger Siedelverbände, die man mit Vorliebe auf Bergstöcken errichtet hat.

Wie mußte nun solches *Altsiedelland* beschaffen sein, damit es den frühgeschichtlichen Menschen zur Ansiedlung verlockte? Einige Gesetzmäßigkeiten kennen wir immerhin, die für eine Niederlassung ausschlaggebend waren. So scheint der Dreiklang von *relativer Waldarmut*, *Wasserreichtum* und *lößhaltigen Böden* eine gewichtige Rolle gespielt zu haben. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Einmal zeigen sich die Menschen bis zum 7./8. Jahrhundert zur Rodarbeit kaum befähigt, und dann sind Wasser und Löß die ursprünglichen Lebensgaranten, als Elixier das eine, als unbedingte Voraussetzung für die noch bescheiden entwickelten Kulturpflanzen der andere! Ein gewisser Widerspruch steckt freilich darin, daß der Wald auf feuchten Böden trefflich gedeiht. Schaut man indes genauer hin, dann wird rasch klar, warum die *Altsiedel-*

kammern trotz ausreichender Niederschläge nur spärlichen Baumwuchs zeigen: Sandig-tonige Bodenschichten ermöglichen hier genügend Wasserdurchlaß und vermeiden jegliche Staunässe, so daß einem allzu üppigen Wachstum enge Grenzen gezogen sind.

Derart bevorzugte Flächen weist der Knetzgau an mehreren Stellen zugleich auf. Abgeschirmt durch die sperrigen Querriegel des Steigerwalds im Süden, dessen Ausläufer und Zeugenberge die nordwärtige Lebensader des Mains vom Osten und Westen her eben erreichen, befindet sich der Kleingau¹⁾ in der günstigen Situation einer natürlichen Landbucht. Die gebirgseitig entspringenden Bäche und Rinnsale verlaufen sämtlich in Süd-Nord-Richtung und dränieren zum Flußbett des Mains hin, während die randständigen Erhebungen den nötigen Windschutz verleihen. Eiszeitlich angewehten Löß und diluvialen Schwemmsand ('Sandäcker') gibt es im Knetzgau zuhauf, wobei der untergründig anstehende Muschelkalk und Lettenkohlenkeuper der fränkischen Gäuplatte zur Verdichtung beitragen. Ein klassischer Siedelboden also, den der Mensch der Frühzeit hier vorfand, und darum seit den ältesten Epochen nahezu durchgängig bewohnt!

Das beginnt bereits in der *Altsteinzeit* (ca. 60000 – 10000 v. Chr.), die noch ganz von wechselnden Vereisungs- und Erwärmungsperioden gegliedert wird. Wandernde

¹⁾ Das alemannische Wort 'knitze' bedeutet 'klein': Der Knetzgau ist demnach sinngemäß ein Kleingau, wie auch die Geographie bestätigt.



Faustkeile und Schaber der Altsteinzeit wurden in Oberschwappach gefunden

Fotos: Alle Fotos zu den Beiträgen über Knetzgau (9) sind dem Buch "700 Jahre Swapach – Eschenawe – Wunnawe / Ober-, Unterschwapach, Eschenau, Wohnau" von Dr. Rainer Wälersbacher, Knetzgau 1986, entnommen

Sammler- und Jägerhorden folgten damals dem flüchtigen Wild, das die subpolare Tundra durchstreift. Sie machen kurzfristig Station, wenn der Wasser-, Wild- und Vegetationsreichtum das erlauben, errichten Rastplätze und zeitweilige Stützpunkte, die man als *Jagdlager* bezeichnet. Einen dieser Aufenthaltsorte vermuten die Archäologen im westlichen Knetzgau, genauer gesagt in der Flurabteilung 'Ebenlohn' des Ortsteils Oberschwappach. Von dort stammen: das *älteste Steinbeil Unterfrankens*, ein echter Acheul-Keil, der vor gut und gern 100000 Jahren in Gebrauch war, dazu zwei Faustkeile aus Lydit, die jenem 'Methusalem' an Alter nur wenig nachstehen und aus dem späten Riß-Würm-Interglazial überkommen sind. Der Zeller Teil der hiesigen Landbucht steuert dazu einen Winkelschaber aus paläozoischem Schichtgestein bei, so daß man getrost vom Knetzgau als dem frühesten und ergiebigsten Faustkeilgebiet Unterfrankens sprechen darf!

Die *Mittelsteinzeit* (10000 – 4000 v. Chr.) ist gleichfalls gut vertreten. Zahlreiche *Mikrolithen*, also handverfertigte Abspresgelsel aus Feuerstein, haben sich hierzulande aufgefunden: auf dem Keuperhügel des Droßberg zwischen Knetzgau und Zell, in den

'Sandäckern' westlich von Knetzgau in Richtung Hainert, zu Füßen des Spitzberges östlich von Sand und in der Oberschwappacher Flurabteilung 'Schneiderer'. Die Archäologen wollen mindestens zwei *Freilandstationen* im Knetzgau ausmachen, welche die mittelsteinzeitlichen Nomadengruppen benutzt haben sollen. Sie erschließen deren Vorhandensein aus der ungewöhnlichen Häufigkeit der hiesigen Mikrolithware, die man teils zu mehreren hintereinander geschäftet, teils als festeingekittete Widerhaken für Harpunen oder Lanzen spitzen, teils als querschneidige Pfeilspitzen (wie bei Eschenau) verwendet hat.

Von nachweislicher *Siedlungskontinuität* kann seit der *Jungsteinzeit* gesprochen werden. Ihre Datierung ist zwar in der Wissenschaft umstritten – 4000–2000 v. Chr. sagen die einen, Anfang 5. Jahrtausend bis 1800 v. Chr. behaupten die anderen –, nicht aber ihr entscheidendes Kriterium, die sogenannte *neolithische Revolution*, die in der Selbsthaftwerdung des Menschen besteht. Erst die nunmehrigen Ackerbauern und Viehzüchter bewirken eine echte Umgestaltung der Landschaft. Sie kultivieren Wildgräser zu Getreide und Nutzpflanzen, domestizieren Haustiere als Begleiter oder Zuchtvieh, und gebrauchen zunehmend Metallgeräte. Mit einiger Sicherheit kommen diese Errungenschaften aus dem Vorderen Orient nach Mitteleuropa, sei es durch wandernde Völkerschaften oder durch bloße Kulturübermittlung. Ohne



Die mittelsteinzeitlichen Funde stammen aus dem Raum Oberschwappach



Gerätschaften aus der Jungsteinzeit im Raum Schwappach

blutige Kämpfe ist es dabei wohl nicht abgegangen, ein Umstand, auf den auch manche Funde im Knetzgau deutlich verweisen.

Für die zeitliche Untergliederung des Neolithikums haben sich die Archäologen auf die jeweilige Töpferware konzentriert, die unterschiedliche Verzierungen trägt. Die älteste Form ist die *lineare Bandkeramik* (Anfang 5. – Mitte 4. Jahrtausend v. Chr.), dargeboten von einer mitteleuropäischen Bauernkultur, der ältesten, die wir überhaupt kennen. Sie erbaut massige Langrechteckhäuser von 10 auf 40 Meter Fläche, sogenannte *Wohnspeichergebäude*, weil Nebenbauten für Stallungen und Bevorratung fehlen. Im Inneren meist zwei- bis dreigeteilt, mitunter auch schon zweigeschossig, müssen diese Behausungen überaus imposant gewesen sein. Holzpfosten- und Pfetten-spuren eines solchen linearbandkeramischen Gebäudes haben sich unweit von Knetzgau aufgefunden, dazu eine herrliche Scheiben- oder Tellerkeule, die derzeit das Heimatmuseum im Ortsteil Hainert aufbewahrt.²⁾ Im Schwappachtal sind etliche *Schuhleistenkeile* zutagegetreten, als Querbeile oder Drechsel für die einstige Holzbearbeitung, dazu zahlreiche Kratzer und Schaber in mannigfaltigen Abwandlungen. Auch der

Götterhimmel der damaligen Bewohner durchläuft einen entscheidenden Wandel: Fruchtbarkeitskulte beherrschen den Alltag, weil den Bauern und Viehzüchtern an Reproduktion vorrangig gelegen ist. Von Libationsgefäßen (= Trankopferbehältern), Idolplastiken und rituellen Menschenopfern erbrachten die bisherigen Funde jedoch nichts; desgleichen fehlen die Hockergräber mit ihren in rotgelber Ockerfarbe bestrichenen Toten. Vermutlich nahmen die hiesigen Linearbandkeramiker nur Brandbestattungen vor oder huldigten anderen magischen Gedankengängen.

Üppiger wird es im *mittleren und jüngeren Neolithikum* (Ausgang 4. – 3. Jahrtausend v. Chr.), wo zunächst die *Stichbandkeramiker* und, nach ihnen, die *Großgardiacher, Rössener* und *Alheim-Michelsberger Kultur* aufkommen. Gemeinsam scheint ihnen ein neues religiöses Denken, denn die vormaligen Einzelgräber sind nunmehr verpönt. Man bestattet kollektiv, setzt die Friedhöfe an den Siedlungsrand, umwallt die Totenäcker mit Doppelpalisaden und tritt über Schamanen mit den Verstorbenen in Verbindung. Primitive Musikinstrumente, darunter sogenannte *Totentrommeln* aus Ton, dienen offensichtlich einem ausgeprägten Ahnenkult. Zwischen Westheim und den beiden Schwappachdörfern befindet sich ein derartiges Bestattungszentrum, das *Gräberfeld im Haslach*. Es stammt aus der Zeit um 2700 v. Chr. und rechnet zur Rössener Epoche. Den Bergungsarbeiten zufolge handelt es sich hier nicht um reguläre Begrabungen. Die vorhandenen Skelette wurden vielmehr planmäßig zerhackt, eine Spielart, die zutiefst magisches Denken der umwohnenden Kultgemeinschaft verrät. Die weitaus meisten Funde aus der Schwappacher Bucht gehören indes der Michelsberger Kultur an.

Um 2300 v. Chr. setzt eine Wende in der Gebrauchskeramik ein, der die Archäologen zwei unterschiedliche Rassen zugrundelegen. Zumindest glaubt man, anhand von zweierlei Schädelformen, östliche *Schnurkeramiker* von westlichen *Glockenbecherleuten* trennen zu können. Das Verbreitungsgebiet der ersteren soll sich von der Wolga bis zum Rhein erstreckt haben, wäh-

²⁾ Das Hainert Heimatmuseum birgt aufsehenerregende Funde. Führungen durch den Leiter, Herrn Paul Hinz, vermittelt die örtliche Gemeindeverwaltung.

rend die letzteren von Nordafrika über Spanien bis hinein nach Böhmen siedelten. Überlappungen hat es dabei ganz sicher gegeben, und der Knetzgau ist eine dieser typischen Mischzonen. Vollendete Schnurverzierungen auf geschweiften Kelchbechern sind jedoch selten, so daß die Keramik in der Differenzierung beider Bevölkerungsgruppen wenig weiterhilft. Auch die Bestattungssitten in *Hockergräbern*, die teils eingetieft sind, teils als aufgeworfene Grabhügel (= Tumuli) imponieren, scheinen unergründlich: Zwar sind die aufgefundenen Skelette mit ost-westlich ausgerichteter Körperachse und Blick nach Süden begraben, aber Männer als 'Rechtshocker' und Frauen als 'Linkshocker', das heißt, auf der rechten oder linken Körperseite liegend, wie sie den Schnurkeramikern zugeschrieben werden, während die Glockenbecherleute genau umgekehrt verfahren haben sollen, lassen sich fast nie exakt belegen.

Abgesehen von der schwierigen Unterscheidung beider Volksteile ist ihre kulturelle Hinterlassenschaft in der Tat beträchtlich. Da gibt es Hunderte von kleinen, *triangulären Pfeilspitzen*, die oftmals mit Widerhaken versehen sind, dazu *Trapez-* oder *Einsatzbeilchen* aus Felsgestein, meist Amphibolit oder Importware von jenseits des Thüringer Waldes, die sorgsam zurechtgeschliffen ist, dann kleine *Hacken* und *Meißel*, durchlochte *Steinkeile*, *Spinnwirteln* und *Webergewichte* – man arbeitete bereits am senkrechten Webstuhl! – außerdem *Klingen* in den verschiedensten Ausführungen. Das läßt auf eine regelrechte *Steinschlägerwerkstatt* im Raum Oberschwappach schließen, wengleich die zereemoniellen *Streitaxte* bislang fehlen. Sie waren aus weichem Kalkstein oder Kupfer gefertigt und sollen für die Schnurkeramiker charakteristisch sein – jedenfalls für die bevorrechteten Bauerngeschlechter oder Gentilgruppen unter ihnen. Stattdessen hat man eine ansehnliche *Kreidefeuerstein-Klinge* aus den Knetzgauer Mainauen geborgen, die einen kontinentalen Handel lange vor der Zeitenwende belegt. Das Material, aus dem diese Weihegabe gefertigt ist, findet sich nämlich ausschließlich in Mittelfrankreich und muß, als Fertigprodukt

oder Rohling, in den Knetzgau importiert sein!

Auffallend fundarm ist im Knetzgau die *Bronzezeit* (2000–1200 v. Chr.). Das hat seinen Grund darin, daß in dieser Epoche neolithische Bevölkerungsgruppen, welche die bewährten Steingeräte weiterbenutzen, neben fortschrittlicheren Siedlern einherleben, die dem neuen Metall den Vorzug geben. Zu Füßen der Knetzberge hauste offenbar ein besonders konservatives Geschlecht. Vielleicht ist aber auch nur die Archäologie in Beweisnot! Frühbronzezeitliche Hockergräber haben sich jedenfalls ebensowenig verifizieren lassen, wie die eigentlichen hügelgräber-bronzezeitlichen Belege. Außer einigen unbedeutenden Schlackenresten hat der Knetzgau bislang wenig aufzuweisen, was den Namen Bronzezeit wirklich verdient.

Lichter wird es in der sogenannten *Urnenfelder-* und *Voreisenzeit*, die vom 13.–8. vorchristlichen Jahrhundert anzusetzen ist. Verbände, die mit der *Lausitzer Kultur* in naher Beziehung stehen, greifen jetzt auf den Knetzgau über. Sie führen neue Bestattungssitten bei uns ein. Der Leichenbrand kommt nunmehr in Urnen, die einzeln oder zu mehreren gesammelt der Erde übergeben werden. Der gesamte Kleingau gerät damals unter den beherrschenden Einfluß eines *Sonnenkultes auf dem Großen Knetzberg*. Auf dem dortigen Hochplateau von 600 x 200 Meter Seitenlänge sind die Wissenschaftler auf einen übergeordneten *Konzentrationsort* gestoßen, der zahlreiche *Hortfunde* barg. Aus goldbuckelbekrönten Holzsäulen, bronzenen Radkappen, vogelköpfigen Splinten, Zierscheiben für Pferdegeschirre und sogenannten Kugelkopfnadeln folgert man eine sorgfältige und aufwendig gepflegte Verehrung des Taggestirns. Ähnlich dem Kultwagen von Acholshausen³⁾ führten die Knetzberg-Priester ein Zeremonialgefährt in feierlicher Prozession voraus, während ihre eingeweihten Helfer die vergoldeten Holzkegel hinterdreinschleppten.

³⁾ Der Kultwagen von Acholshausen ziert eine Marke der Bundespost.

Inwieweit die talwärtige Siedelgemeinschaft an solchen rituellen Umgängen teilnehmen durfte, bleibt Vermutung: Gewiß aber machte sie ihr Wohl und Wehe von dem Heiligtum auf dem Berg abhängig, das eindeutige Parallelen zum Mittelmeerraum erkennen läßt – man denke nur an den ägyptischen Aton-Kult! Die Ausgrabungen an der *Ringwallanlage* auf dem Berg förderten zudem Bauarbeiten von gigantischem Ausmaß zutage: Über einer *älteren Holzbefestigung* entdeckten die Archäologen einen *Stein-Erd-Murus*, bestehend aus innerer und äußerer Trockenmauer mit mittlerer Erdverfüllung, der nach seinem Zerfall durch inwendigen Bodenaufhub zum *Erdwall* komplettiert wurde. Eine erstaunliche Leistung, wenn man ermißt, daß der Gesamtkomplex 1900 Meter an Umfang zählt, so daß bei einer geschätzten früheren Mauerhöhe von 5 Meter an die 1900 Kubikmeter Steinmaterial zusammenkommen. Diese Quader waren wohl an die 125 000 Tonnen schwer, wurden am Fuße des Großen Knetzberges herausgebrochen und auf das Plateau befördert – Höhenunterschied knapp 200 Meter, Luftlinie des Transportweges beinahe 1000 Meter. Welch ein Glaube und Wille stecken hinter diesem Kultzentrum auf dem Berg! Es muß Jahrhunderte gedauert haben, ehe die Erbauer ihr Werk vollendet hatten, eine Arbeit, die sich nur über eine festgefügte Religiosität der hierarchisch strukturierten Talschaft begreifen läßt!

In der *Hallstatt-* oder *älteren Eisenzeit* (700 – 450 v. Chr.) nimmt der Knetzgau an der neuerlichen Hoch-Zeit der Grabhügelbestattungen teil. Solche Gräberfelder liegen bei Westheim und im Hainerter Oberholz. Die hiesigen Grabhügel gehören zum Typ II der hallstattzeitlichen Tumuli: Sie sind regelrechte *Kammergräber*, ebenerdig verlegt und in Blockbauweise erstellt, wobei allerdings die eigentliche Holzkammer meist verrottete, mit einem (mittlerweile eingesunkenen) Erdbewurf und dem äußeren Steinkranz, der nur noch gelegentlich vorhanden ist. Kostbare *Schwanenhalsnadeln* hat man darin gefunden, bronzene *Hüft- und Beckenringe*, wie sie verheiratete Großbäuerinnen getragen haben mögen,

einen *Totenwagen* für die bequeme Reise ins ungewisse Jenseits, *Bernsteingehänge* aus Schiebern und Perlen, ein komplettes *Toilettenbesteck*, Tierknochen, Speisebeigaben und – immer wieder – Geschirrsätze, darunter ein Kegelhandgefäß und die prachtvolle Stufenschale, deren Verbreitungsgebiet sich erstmals vom Untermain bis in die Oberpfalz erstreckte. Die Männergräber zeigen Waffenreste, wie Orbänder oder Bronzehiebschwerter des Typs Mindelheim (um 650 v. Chr.), deren Herkunft illyrischen Völkern zugeschrieben wird.⁴⁾

Ein neues Höhenzentrum entsteht im *Frühlatène* (450 – 400 v. Chr.), der sogenannten jüngeren Eisenzeit. Diesmal liegt es auf dem Kleinen Knetzberg, den der kriegerische Schwertadel der Kelten machtvoll befestigt. 600 auf 350 Meter mißt die dortige Ringwallanlage, mit einem nordöstlich vorgelagerten Hangwerk von noch einmal 300 auf 50 Meter.

Ein reges *Verhüttungswesen* muß darin geherrscht haben, mit Bronzeegiebereien und Eisenwerkstätten dicht nebeneinander. Verarbeitet wird das in der Schwappacher Bucht zutage tretende Rasenerz, das man in *Brennöfen* einschmilzt und reinigt. Aus ihm entsteht nach sorgfältigem Schmieden das berühmte *Frühlatène-Schwert*, das den Kelten militärische Überlegenheit auf Jahrhunderte hinaus verschafft.

Daneben gibt es eiserne oder bronzene Gewandspangen, die den keltischen Hang zum Magisch-Irrationalen widerspiegeln, die gewaltige Fabulier- und Stilisierkunst, für die diese Bevölkerungsgruppe zu Recht bekannt ist. *Bronzefibeln vom Kleinen Knetzberg* gehen damals in alle Lande. Sie erfreuen sich kontinentaler Beliebtheit und sind vom Mittelrhein bis weit hinein nach Böhmen nachweisbar! Tier- und Vogelköpfe sind darauf, Masken und Fratzen, kurzum alles, was die Phantasie ihrer Ersteller hervorbringt. Auch andere Schmuck- und Gebrauchsgegenstände sind darunter:

⁴⁾ Der Flurname 'Milz/Gemilch' ist gleichfalls illyrischen Ursprungs.

Gürtelhaken, tutulusförmige Zierknöpfe sogenannter Panzerscheiben, Metallknäufe von Lederhelmen, Hiebmesser, Schwertorbänder und Arbeitsgerät. Über allem kommt die *keltische Keramik* nicht zu kurz, Töpferware mit graphithaltigen Tonscherben, Randstücke aus verdicktem Mundsaum und mit senkrechter Strichrauhung, die als Leseware quer über den gesamten Knetzgau verteilt sind.

Wie lange mag diese keltische Ära im heimischen Maintal gewährt haben? Die Datierung ist strittig, zumal niemand weiß, ob die Kelten als Eroberer oder als friedliche Einwanderer aus westlichen Gegenden gekommen sind. Ein Nebeneinander von

hallstattzeitlichen Großbauerngeschlechtern und dynamischer Machtorganisation auf dem Kleinen Knetzberg scheint denkbar, so daß sich die Ankunft der Kelten zeitlich möglicherweise nach rückwärts verschiebt. An einen friedlichen Ausgleich mit den von Norden seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert einsickernden Elbgermanen glaubt man jedoch weniger: Zu grauenhaft sind die Verwüstungen, welche die alten Keltenfestungen nachmals hinnehmen müssen, und zu jäh ist der Abbruch der keltischen Kultur unmittelbar vor der Zeitenwende!

Dr. Rainer Wailersbacher, Biegerstraße 11, 8729 Knetzgau

Rainer Wailersbacher

Auf den Spuren des 'Hl. Bonifatius'

'Söhne des Hl. Bonifatius' nennen sich Fuldas Benediktiner seit der Gründung ihres Klosters im Jahr 743. Der Angelsachse Winfried/Bonifatius hat die Abtei ins Leben gerufen, gemeinsam mit Ostfrankens Beherrscher Karlmann. Papst Zacharias unterstellt die Klause 751 unmittelbar dem Heiligen Stuhl. Diese Immediatisierung bringt den Mainzer Erzbischof Lull auf den Plan, der Fulda dem eigenen Sprengel einverleiben möchte. Um seinen gefährlichen Umräumungen zu entgehen, streben die Mönche den Schutz des fränkischen Königs an, der ihnen durch Pippin (III.), auch zuteil wird (765). Dessen Sohn Karl d. Gr. verleiht Fulda 774 völlige Immunität und enthebt seinen gesamten Grundbesitz der Grafengewalt.

Rund 30 Jahre hat also das Heranwachsen des Fuldaer 'Ordo' gedauert, zumindest was die hierarchische Verfestigung und ihre

Einbindung in das fränkische Großreich anbelangt. Bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts kommen gewaltige Besitztümer hinzu, die in ihrer Summe eine 'terra sancta' von annähernd 300000 Hektar ergeben.¹⁾ Den Anfang macht dabei, wie Eigel in seiner 'Vita Sturmi' berichtet,²⁾ der Hausmeier Karlmann selbst. Er fordert im Jahr 744 die Großen von Maindreieck und Grabfeld förmlich auf, dem 'Hl. Bonifatius' (= Klo-

¹⁾ Die Reichsabtei Fulda kann noch im 12. Jahrhundert bei 15000 Mansen (jeweils etwa 10–12 ha groß) zu Lehen ausgeben, zu einem Zeitpunkt also, in dem Königtum und Adel nahezu die Hälfte des ursprünglichen Klostergrundes alieniert haben (K. Lübeck, Die Ministerialen der Reichsabtei Fulda, in: Zs. d. Savigny-Stiftg. f. Rechtsgesch., Kan. Abtlg. 35, 1948, 201 ff).